

Liebe Schwestern und Brüder,

die Sonntage vor und nach Ostern haben ja lateinische Namen. Diese Namen leiten sich jeweils von Anfang des Psalms ab, der dem Sonntag zugeordnet. Zum Beispiel heißt der dritte Sonntag der Passionszeit „Okuli“, das bedeutet meine Augen. Der Psalm für den Sonntag beginnt mit den Worten „Meine Augen sehen stets auf den Herrn“. Der zweite Sonntag nach Ostern heißt „Quasimodogeniti“ und der Psalm beginnt mit den Worten „Quasimodo geniti infantes“, „wie neugeborene Kinder ...“. In den vergangenen Wochen hatten einige dieser Sonntag Namen, die zugleich eine Aufforderung waren. Etwa der Sonntag, an dem zum ersten Mal unsere Gottesdienste nicht mehr in der Kirche stattfinden durften. Das war am 22. März, dem Sonntag „Lätare“. „Lätare“ bedeutet „Freut euch!“. Das ist vielen damals schwer gefallen. Oder der Sonntag „Jubilate“, vor 14 Tagen. Da sollte hier Konfirmation gefeiert werden. Sie musste verschoben werden. Das ist aber sicher nicht der einzige Grund, warum es vielen nicht zum „Jauchzen“ zumute war; das ist der Name ins Deutsche übersetzt. Und auch der vergangene Sonntag „Kantate“, das heißt „singet“, hat ein seltsames Gefühl hinterlassen. Wir waren zwar wieder hier in der Kirche zum Gottesdienst versammelt; ab singen dürfen wir noch nicht. Das alles sind – meine ich – richtige, gute und wichtige Maßnahmen. Aber es ist für uns eben auch schmerzlich. Der heutige Sonntag passt mit seinem Namen da schon besser in diese Zeit. Jetzt, wo alles so unsicher ist, wo Menschen sich fürchten und keiner weiß, wie das alles weitergeht, hat letzte Woche jemand zu mir gesagt: „Eigentlich ist alles, was wir tun können, beten“. „Rogate“, „betet!“, so heißt dieser Sonntag.

Wie wichtig das Gebet ist, dass es zur Kraftquelle werden kann, haben viele sicher selbst erlebt. Mehr als einmal habe ich inzwischen eine Erfahrung gemacht, wie diese, ganz am Beginn meines Dienstes, damals noch als Vikar. Ich stand im Krankenhaus am Bett eines Patienten, der kaum ansprechbar war. Ich wollte sehr gerne mit ihm beten, aber zu einem freien Gebet haben mir die Worte gefehlt. Da habe ich einfach angefangen Psalm 23 zu beten. „Der Herr ist mein Hirte ...“. In dem Moment haben sich die Gesichtszüge des Patienten aufgelockert und er hat den Psalm sogar teilweise mitgeflüstert. Da habe ich zum ersten Mal erlebt, wie gut es ist, wenn man einen gewissen Schatz an auswendig gelernten Gebeten und Bibeltexten hat. Selbst in Situationen, in denen man im wahrsten Sinn des Wortes sprachlos ist, helfen einem Texte, die man zu Herzen genommen hat, seine Gefühle in Worte zu fassen.

Ein Gebet ist ein Ort, wo ein Mensch mit Gott redet. Im Gebet können wir alles, was uns bewegt, unsere Ängste, unsere Sorgen, aber auch unsere Freude vor Gott ausbreiten. Alles, was wir sonst vielleicht niemandem sagen wollen oder können, kann hier ausgesprochen werden. Das hat zuerst eine befreiende Wirkung. Wenn ich etwas ausspreche, was mich belastet, wenn ich es nicht in meinem Herzen einschließe, gewinne ich einen heilsamen Abstand von den Dingen. Ich bin nicht mehr auf mich selbst fixiert. Ich kann mich öffnen und mein Leben von Gott her in einem neuen Licht sehen. Das ist das entscheidende beim Gebet. Das es an Gott ausgerichtet ist und dort seinen Orientierungspunkt hat. Das Gebet ist keine Meditation, bei der ich mich in mich selber versenke und in mir nach Lösungen suche. Das Gebet ist ein Dialog. Gott antwortet uns, wenn wir mit ihm reden.

Vielleicht antwortet er anders, als wir es erwartet oder gehofft haben. Aber wie Dietrich Bonhoeffer sinngemäß gesagt hat: „Gott erfüllt nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen“. Und eine seiner Verheißungen lautet: „Ich bin bei dir!“. Im Gebet, so geht es jedenfalls mir, erfahre ich Gottes Nähe; ich vergewissere mich, dass er durch Höhen und Tiefen mit mir geht. Und damit kann ich leben. Wir können uns der Nähe und der Treue Gottes sicher sein, weil Gott uns in Jesus Christus ganz nahe geworden ist. All unser Beten geschieht im Namen Jesu. Er hat uns ein Beispiel gegeben, wie Vertrauen in Gott aussieht. Er hat uns im Evangelium mit dem „Vaterunser“ ein Modell gegeben, wie Beten aussehen kann. Mit Jesus dürfen wir Gott „Vater“ nennen. Wir dürfen uns wie Kinder an ihn wenden und uns an ihm ausrichten. Wenn Eltern mit ihren Kindern spazieren gehen, dann laufen die Kleinen schon mal gerne voraus. Dabei schauen sie sich immer wieder um und prüfen, ob sie ihre Eltern noch sehen können. Solange sie Blickkontakt haben, ist alles gut. Da fühlen sie sich sicher, auch in einem größeren Abstand. Wenn sie Mama und Papa aber aus den Augen verlieren, bekommen sie Angst. So wie sich die Kinder immer wieder zu den Eltern umdrehen, kann es uns helfen, wenn wir uns immer wieder im Gebet an Gott wenden, um unseren Weg nicht zu verlieren. Denn ob wir uns freuen, ob wir jauchzen oder singen, aber auch, wenn wir durch die Tiefen unseres Lebens gehen. Seine Verheißung gilt: „Ich bin bei dir!“

A

m

e